

Stimmt es, dass ...

... elektronische Medien den Schreibstil verwildern lassen?

Entstehen durch den Einsatz neuer Medien neue Formen des Schreibens? Zeichnen sich Veränderungen im Sprachgebrauch ab? Wie schreiben Jugendliche Deutschsaufsätze, wie Studierende Seminararbeiten, wenn sie ständig SMS und E-Mails verschicken, häufig chatten und im Internet surfen? Und bekanntlich tun das Studierende nicht nur in der Freizeit; auch im universitären Alltag spielen die neuen Kommunikationsformen eine wichtige Rolle. Organisatorische Fragen werden über E-Mail geklärt, E-Mail-Sprechstunden werden eingerichtet, studentische Online-Diskussionsforen ergänzend zur Präsenzlehre angeboten.

Häufig finden sich in diesen Texten Ausdrucksmittel, die man in der Linguistik der konzeptionellen Mündlichkeit zurechnet. Der Grund liegt auf der Hand: Man wähnt sich in einem Gespräch, die Situation ist stark dialogisch ausgeprägt. Dies führt zu einem informellen, saloppen Schreiben. Auf Postkarten oder in Tagebüchern lesen wir dies zwar auch, neu ist aber, dass ein solches Schreiben nicht mehr nur im privaten, sondern eben auch im öffentlichen Raum zu beobachten ist. Dazu kommt das schnelle, das flüchtige Tippen und ein sorgloserer Umgang mit orthographischen Normen. Das führt dazu, dass man etwa die Gross- und Kleinschreibung nicht berücksichtigt und auf das Korrekturlesen verzichtet. Oft sind es keine Wissenslücken, sondern Schreibfehler wie Buchstabendreher oder Auslassungen, die in Kauf genommen werden – auch weil man davon ausgeht, dass der andere toleranter ist als bei der Lektüre eines nicht-elektronischen Textes. Weiter sind viele Texte auf das Wesentliche reduziert, ohne lange Einleitung. Der andere kann ja schnell nachfragen; er muss nicht Tage warten, bis er die Mitteilung erhält und antworten kann. In der Regel erübrigt es sich auch, den Sachverhalt, um den es geht, noch einmal eigens zu erläutern, denn der Bezugstext wird im Text mitgeführt oder wurde Sekunden zuvor erst geschrieben.

E-Mail-Gruselkabinett

Sehen wir uns hierzu ein Online-Diskussionsforum im Fach Psychologie an. Ein Student schreibt zur Frage, ob man die Faktorenanalyse verwenden könne: «Sorry, hier meine Versuche:

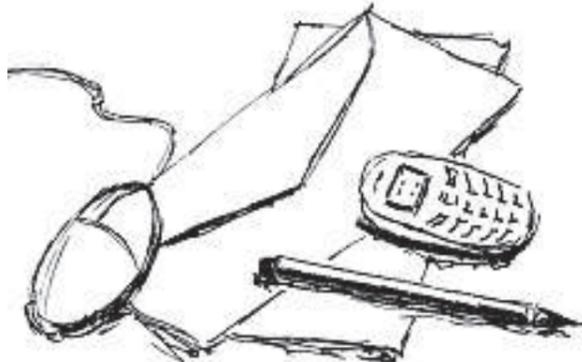


Illustration Romana Semadeni

Ja, ich denke, man könnte sie verwenden. [...] Man gibt der VP verschiedene Witze vor: Einen mit sexuellem Inhalt, einen mit aggressivem Inhalt. Diese 2 Witzkategorien mit unterschiedlich starkem Jokework. Man fragt die VP wie lustig sie die einzelnen Witz findet.» Wie wir an diesem Textauszug sehen, finden sich orthographische Fehler, vor allem aber schreibt der Student recht informell, er verwendet Gesprächspartikeln, bildet unvollständige Sätze; kurz, er schreibt so, wie er auf diese Frage auch mündlich antworten würde.

In diesem Zusammenhang sei auch kurz auf die E-Mail-Kommunikation eingegangen. In «Spiegel online» gab es im Juli 2006 einen Artikel zum Thema «E-Mail-Gruselkabinett», in dem die Gepflogenheiten des studentischen E-Mail-Schreibens thematisiert wurden. In den Beispielen ging es aber nicht nur um die starke Tendenz zum informellen Schreiben («Hallöchen Herr Professor», «völlig abgefückte Vorlesung»), sondern auch um andere Phänomene, die die Nutzung der neuen Kommunikationsformen mit sich bringt. So wurde auf die Unsitte hingewiesen, ohne Voranfrage mehrere Megabytes umfassende Mails mit dem gesamten Text einer Examensarbeit zu verschicken. Ein anderes Problem ist die neue Chronemik der Kommunikation. Man er-

wartet, dass alles in kürzester Zeit verfügbar ist, Anfragen über E-Mail sofort beantwortet werden. Das gilt im Übrigen nicht nur für die Studierenden, sondern auch für uns Dozierende. Wenn ich beispielsweise eine Mail an eine Studentin oder eine Kollegin schicke, dann wundere ich mich auch, wenn ich nicht innerhalb kurzer Zeit Antwort bekomme.

Bewusstsein für Textsorten entwickeln

Führt all das nun zu einer Verwilderung des Schreibstils? Das Schreiben im Netz kann Studierende – und nicht nur sie – dazu (ver)föhren, einen Online-Stil zu verwenden, der in diesem Kontext unauffällig, in anderen Kontexten aber unangemessen ist. Wichtig ist, dass sich die Schreibenden bewusst machen, welche Normen jeweils gelten und ob die Ausdrucksweise jeweils die angemessene ist. Dabei liegen die Normen auf verschiedenen Ebenen; sie sind nicht absolut gesetzt, sondern hängen von dem Adressaten, dem Thema, der jeweiligen Textsorte und nicht zuletzt auch der Kommunikationsform (E-Mail, herkömmlicher Brief, SMS) ab. Die Schreibenden müssen ein Bewusstsein für die Variabilität solcher Normen entwickeln, und dieses Bewusstsein muss ihnen bereits in der Schule vermittelt werden. Es kann dabei nicht darum gehen, feststehende Schreibregeln zu lehren und zu lernen. Wichtig ist, die Regeln im Hinblick auf ihre Angemessenheit innerhalb der jeweiligen Textsorte zu formulieren. Im Übrigen besteht die Unangemessenheit eines sprachlichen Ausdrucks nicht immer darin, dass umgangssprachliche Ausdrucksweisen verwendet werden. Es kann ganz im Gegenteil auch sein, dass sich die Schreibenden dezidiert um Wissenschaftlichkeit bemühen und syntaktische Konstruktionen verwenden, die den Text schwer lesbar machen.

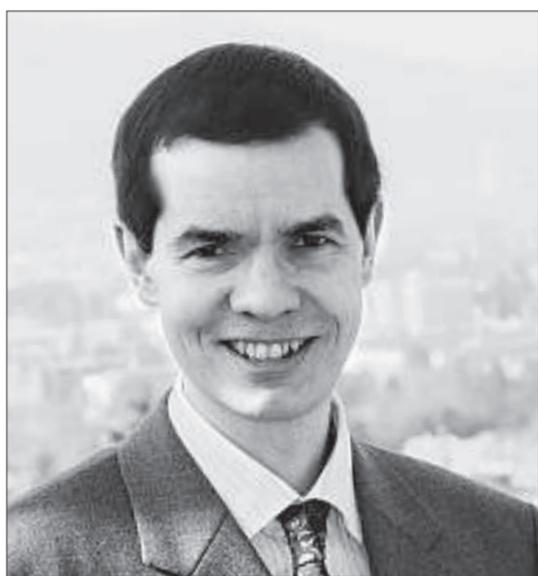
Christa Dürscheid, Professorin für Linguistik am Deutschen Seminar

Der Text basiert auf einem Vortrag vom 22.11.2006 an der Jahrestagung der Gesellschaft für Medien in der Wissenschaft an der Universität Zürich. Zu Christa Dürscheids Publikationen zählt der Sammelband «Kommunikationsform E-Mail» (Tübingen 2002).

Blick von aussen

Hommage an Zürichs samtpfotige Bewohnerinnen

Michael Kinski aus Berlin ist Gastprofessor für Japanologie am Ostasiatischen Institut. Im Folgenden berichtet er von seinen Eindrücken an der Universität Zürich und seiner Liebe zu den Katzen der Stadt.



«Asien nicht den Asienwissenschaften überlassen.» Michael Kinski, Japanologe in Zürich. (Bild F. Brüderli)

«Blick von aussen» heisst die Rubrik, doch erfolgt jeder Blick immer von innen, wird dort verarbeitet. Zwar hat der japanische Gelehrte Kaiho Seiryō (1755-1817) dargelegt, dass ein Erfassen des Objekts nur über die Distanzierung von vorgefassten Meinungen möglich sei, ja, dass selbst diese Stufe nicht genüge. Um eine unbelastete Wahrnehmung zu erreichen, sei eine Position notwendig, auf der die konventionellen Ansichten wie auch die zunächst erreichte Ebene der distanzierten Sicht gleichsam wie von aussen betrachtet werden können. Dies sei die «wah-

re Stufe der Leere», auf der ein Betrachter sich selbst nicht nur von innen her sehen, sondern sich auch in andere Personen und Dinge versetzen könne, um sich selbst aus deren Perspektive anzuschauen. Eine solche Befreiung von aller Selbstverhaftung ist mir nicht vergönnt, mein Blick ist nicht mehr als die Reflexion persönlicher Befindlichkeiten – wissenschaftlich wie privat.

An der Humboldt-Universität in Berlin sind die im Institut für Asien- und Afrikanwissenschaften vereinten Fächer durch den seit 2003 steigenden Spardruck in eine prekäre Lage geraten. Der Konflikt eskalierte, als einige der Mitglieder den Erhalt des Instituts an eine Ausrichtung auf «Gegenwartsbezug», «Transdisziplinarität» und «Transregionalität» knüpften und in diesem Zusammenhang die «Sprachlastigkeit» der Japanologie und Sinologie kritisierten. Ermutigend dagegen ist es zu sehen, dass sich die Universität Zürich ein Ostasiatisches Seminar leistet, dessen «Sprachlastigkeit» eine Selbstverständlichkeit und in dem die Konzentration auf vormoderne Themen fest verankert ist. Es spricht für die Souveränität der Universität, dass sie bereit war, die neu zu besetzende Professur für Japanologie in diesem Sinn auszuschreiben, und darüber hinaus die Schaffung einer zweiten vorbereitet. Zudem hat Zürich längst einen Forschungsschwerpunkt «Asien und Europa» eingerichtet, bei dem Wissenschaftler aus den unterschiedlichen Disziplinen, aus Regional- wie Methodenfächern im Dialog miteinander stehen. Es wurde verstanden, dass

Asien nicht allein den Asienwissenschaften überlassen werden kann.

Oft werde ich gefragt, wie mir Zürich und das Leben hier gefallen. In sommerlichen Abendstunden auf einer Bank in der kleinen Parkanlage neben dem alten Hauptquartier der FIFA sitzend und auf die Stadt im Tal, ihren See und die Berge blickend, ist es leicht, ins Träumen zu geraten. Doch meine Identifikation mit Zürich geschah über Katzen. Auf meinem Weg zwischen der Gästewohnung und dem Institut treffe ich fast täglich zumindest eine oder zwei. Manche sind scheu, andere machen lautlich auf sich aufmerksam und fordern eine Streicheleinheit. Eine der samtpfotigen Bewohnerinnen Zürichs ist meiner Frau und mir besonders ans Herz gewachsen. Eine neugierige und selbstbewusste Vertreterin ihrer Art, die in der Nähe meiner Unterkunft wohnte. Nicht selten suchte sie den Weg über die Terrassentür hinein, um sich an einem angenehmen Plätzchen niederzulassen und ein Nickerchen zu halten.

Leider ist Zürich auch die Stadt vieler Autofahrer. Sie bahnen sich den Weg selbst durch die vermeintlich ruhigsten Wohnviertel. So dient die schmale Strasse am Berghang, an der ich wohne, als Durchgangsstrasse für den Berufsverkehr. Um die Steigung zu bewältigen, ist viel Schubkraft notwendig. Katzen habe da keine Chance. Unsere vierbeinige Freundin wird uns nicht mehr besuchen kommen. So schliesst mein «Blick von aussen» akademisch hoffnungsvoll und im Kleinen wehmütig.

Michael Kinski

Letztes

Digitalkamera

«Ist etwas unscharf, ich mach' noch eines. Bleib' dort stehen!» Meine Herzdame und momentanes Urlaubsmotiv versucht, ihre wahren Empfindungen zu verbergen und weiterzulächeln. «Jetzt ist's zu dunkel geworden. Ich mach's von der anderen Seite aus.» Aber ohne mein Motiv, denn das Lächeln meiner Herzdame schwindet von ihren Lippen und sie aus meinem Umkreis. «Lies endlich die Anleitung!» höre ich noch.

Meinem Bestreben folgend, dem Zeitgeist auf der Spur zu bleiben – und um im Urlaub wieder einmal kreativ sein zu können, habe ich mir eine Digitalkamera zugelegt. «Qualitativ ein Topmodell für den ambitionierten Amateur und trotzdem einfach zu bedienen», hatte mir der Fachverkäufer versichert. Und mit einem verschwörerischen Unter- und Blick angefügt: «Ich hab' auch so eine.»

Mit einem naturgegebenen Flair für technische Geräte gesegnet, liess ich die Bedienungsanleitung unberührt. Den Einschaltknopf hatte ich nach fünf Minuten auch ohne Hilfe entdeckt. Und mit bewährtem Try-and-Error-Vorgehen erschlossen sich mir auch die Funktionen der diversen, über die Kamera verteilten Rädchen, Knöpfchen und Hebelchen.

Jeder Tag unseres bisherigen Urlaubs wurde mit meiner neuen Errungenschaft dokumentiert. Ich beschliesse, meine Herzdame mit einer kleinen Bilderschau auf dem Kameramonitor wieder zu versöhnen. «Nicht schon wieder» stöhnt sie, darum wähle ich als Abwechslung einen mir bisher unbekanntem Befehl aus, der sehr kreativ tönt: «Karte formatieren». Stolz halte ich ihr die Kamera hin. Ihr Kommentar fällt etwas hämisch aus: «Da steht «Keine Bilder vorhanden» – sehr schön».

Thomas Poppenwimmer